



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wiechmann, E.: Der Kampf mit geistigen Waffen gegen die
Sozialdemokratie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Kampf mit geistigen Waffen gegen die Sozialdemokratie



rbaulich kann man das Schauspiel nicht nennen, das nach dem bedeutamen 1. Oktober 1890 das Ringen für und wider die Sozialdemokratie im deutschen Reiche bietet. Wir sind in eine Periode der Gährung, der Auflösung und Neubildung eingetreten; es wird lange währen, bis sich die Lage einigermaßen klärt, eine neue Ordnung sich befestigt. Die kaiserliche Regierung schreitet auf dem Wege sozialer Reformen planmäßig weiter, und die Sozialdemokratie erkennt unter Lobsprüchen auf das jetzige und mit schonungslosen Stichen auf das ehemalige System an, daß ein „neuer Kurs“ eingeschlagen sei, der ihr gefalle und sich ihres Beifalls erfreue. Obwohl sich schwer entscheiden läßt, ob die Partei in der sozialen Gesetzgebung nur eine Förderung ihrer eignen weitergehenden Ziele erblickt, oder bereits nicht ohne Furcht ist, daß die gewährten Zugeständnisse an die Bestrebungen der Arbeiterklasse ihre Wühlerei auf die Dauer dämpfen und lahmlegen möchten, jedenfalls findet diese Abart des eingeschränkten Sozialismus ihre vorläufige Billigung, weil er als der Anfang „des Hineinwachsens der jetzigen Gesellschaftsordnung in den echten Sozialismus“ angesehen wird. Aber die Regierung hat wiederholt erklärt, daß die Aufgabe, die soziale Frage ihrer Lösung zu nähern und den sozialen Frieden wieder herzustellen, nicht ihr allein, nicht bloß dem Staate überlassen bleiben dürfe, sondern daß sie sich an die thätige Mitwirkung aller ordnungsliebenden Bestandteile des Volkes wende. Der Kaiser wünscht, daß „unsre Bürger endlich aus dem Schlummer erwachen mögen, in dem sie sich so lange gewiegt haben, und nicht bloß dem Staat und seinen Organen die Bekämpfung der umwälzenden Elemente überlassen, sondern selbst mit Hand anlegen“ (September 1890). Durch

das Aufhören des Sozialistengesetzes ist eine Beschränkung der Polizeimaßregeln erfolgt, ist der Fehde in Wort und Schrift freie Bahn gegeben, ist die Gesellschaft anstatt ausschließlich auf staatliche Fürsorge auch auf ihre Selbsthilfe zu ihrer Erhaltung angewiesen, muß sich ihrer Haut wehren, so gut sie kann. Im Gegensatz nun zu der Anerkennung, die sie den gegenwärtigen gesetzgeberischen Neuerungen, sei es mit oder ohne Hintergedanken, im ganzen entgegenbringt, hat die Sozialdemokratie bis jetzt sicherlich keinen großen Respekt vor dem angedrohten „Kampf mit geistigen Waffen“ gezeigt und keine Furcht vor den Angriffen ihrer Gegner verraten; dieser Kampf hat sogar das Unglück gehabt, ihren scharfen, beißenden Spott herauszufordern. „Geisteskampf heißt solche Hege! wir lachen der ganzen Bevatterschaft.“ Woran mag das liegen? Eine erschöpfende Antwort läßt sich darauf nicht in kurzen Worten geben; der Sozialismus von heute ist eine zu verwickelte Erscheinung, die man stets als vollständiges Ganze betrachten muß, um sie sich richtig zurechtzulegen; beachtet man nur einen Teil, so erhält man ein falsches Bild, in keiner andern Sache richtet die einseitige Auffassung und ihre Folge: halbe und unsichere Maßregeln, so viel Unheil an. Die Beurteilung und die Diagnose ist daher ebenso erschwert wie die Bekämpfung und die Kur; teilweise liegen also die Gründe der bisherigen verhältnismäßigen Erfolglosigkeit des Geisteskampfes in der Sache selbst, teilweise aber auch sicherlich in dem eingeschlagenen Verfahren.

Die Sozialdemokraten behaupten, in den vergangenen zwölf Jahren, wo ihre Propaganda nur im Geheimen thätig sein konnte, „nichts vergessen“ und „viel gelernt“ zu haben. Eine Vervollkommenung ihrer „Taktik“ ist zweifellos vorhanden, obwohl auch nicht einmal diese ihnen allgemein zugestanden wird; wie viel sie sonst noch gelernt haben, muß dahingestellt bleiben. Die Ausarbeitung eines neuen Parteiprogramms und die Neuformulierung des „ehernen Lohngesetzes“ müssen nicht zu wichtig genommen werden; sie sind ein Spielball für dialektische Sträuche mit den Gegnern, ein Beschäftigungsmittel für die Anhänger und ein glänzender Beweis, daß die Partei „mit der Wissenschaft fortschreitet.“ Aber hat die bunte Schar ihrer Gegner, die jetzt allen Ernstes den Kampf mit geistigen Waffen aufnehmen will, hinzugelernt und nichts vergessen? Man begegnet in den Sozialistenblättern immer wieder der Behauptung, der Klage, daß die Partei in ihren Meinungen und Bestrebungen von ihren Gegnern nicht oder nicht genügend gekannt sei. Gewiß ist diese Behauptung zum Teil nur berechnete Taktik; wie bequem ist es, von Widersachern in die Enge getrieben, die Ausflucht zu gebrauchen: Sie kennen mich nicht, Sie werden mich nie verstehen! Trotzdem liegt viel Wahres in Aussprüchen wie diesen: „Unsre Gegner kennen eben unsre Litteratur nicht, sondern sind gewöhnt, alles der Polizei zu überlassen. Hätten sie die Geschichte unsrer Partei verfolgt, kennten sie unsre Parteilitteratur, so . . .“ (Berliner Volksblatt, 29. Oktober d. J.), oder: „Unsre Gegner lesen nun einmal keine sozialdemokratischen

Zeitungen und Schriften und verschließen überhaupt ihre Augen und ihre Schädel, wenn sie in die Nähe eines Sozialdemokraten kommen" (ebenda Nr. 258), oder: „Die Unwissenheit der Massen ist unser Feind, die Unwissenheit der Gegner dagegen unser Bundesgenosse" (Dr. Lütgenau). Ein Beweis dafür, daß diese Aussprüche zum Teil richtig sind, ist die Unkenntnis verschiedner Tageszeitungen von dem am 1. Oktober im „Volksblatt" wieder abgedruckten Gothaer Programm, insofern es von ihnen für eine Neuigkeit gehalten wurde; die verflossenen zwölf Jahre hatten eben die Beschäftigung mit der Geschichte und dem Wesen der Sozialdemokratie zurückgedrängt. Nun, diese wird ihrerseits dafür sorgen, daß das Versäumte nachgeholt wird; die sozialistische Broschüren- und Buchliteratur, auch wenn sie bisher verboten war, erscheint in neuen, stärkeren Auflagen, von Bebel's „Frau" bis Engels' „Umwälzung der Wissenschaft"; der Verlag von Dietz in Stuttgart wird gute Geschäfte machen; die möglichste Verbreitung ihrer Druckerzeugnisse liegt im Interesse der Sozialdemokratie, denn das Lesen macht zahllose halbe und ganze Proselyten.

Auf Unkenntnis beruht der noch immer nicht ausgestorbene Wahn, daß die ganze sozialdemokratische „Genossenschaft" samt ihrer Lehre eines guten Tages ebenso plötzlich vom Erdboden wieder verschwinden werde, wie sie gekommen sei. Mancher gebildete Zeitungsleser mag, wenn er sein gemüthliches Leibblatt öffnet, die Anzeige von dem sanften Ableben des roten Gespenstes täglich von neuem zu sehen erwarten. Leider ist dieses Gespenst von ungemein zäher Lebenskraft; alles Hoffen und Lauern auf Spaltung und Uneinigkeit in jenem Lager, auf die Opposition der „Jungen" gegen die „Alten," auf die Aussicht, daß sich die „Genossen" einander selbst ums Dasein brächten, hat nur den einen Erfolg gehabt: das festere Aneinanderschließen und die größere Einigkeit der Partei, das Zurückdrängen der wider den Strom schwimmenden, wider die Führerschaft Bebel-Liebnecht vorgehenden Elemente. Man muß sogar annehmen, daß es auf Seiten der bürgerlichen Presse aller Schattirungen keineswegs angebracht war, den Wunsch nach einem Zerwürfniß innerhalb der Genossenschaft allzu deutlich zu offenbaren, da er auf diese Weise zu einer Warnung wurde, die auf dem Parteitage und anderswo nicht unbenutzt blieb. Die Sozialdemokratie vermeidet auch verborgene Schleichwege nicht, um neue Anhänger zu gewinnen; die Schuld daran, daß ihre Gegner so leicht mit aufgedeckten Karten spielen, liegt an der Zersplitterung, die eine gemeinsame Paroleausgabe verhindert. „Die Partei war nicht gesinnt, sich selber aufzureiben." Damit ist eine Hoffnung vieler sang- und klanglos zu Grabe getragen worden. Bis jetzt ist die Sozialdemokratie der tertius gaudens gewesen, und der Apfel der Zwietracht, der, in ihre Mitte geworfen, sie auseinander Sprengen könnte, hat sich noch nicht gefunden; im Gegenteil, das offizielle Organ, das „Berliner Volksblatt," hat gut lachen, wenn es sich über die Zersetzung der „Bourgeoisgesellschaft" belustigt; es wäre zu wünschen, daß es

hiermit seinerseits den Erfolg erzielte, zur Einigung aller staatsfreundlichen Kräfte beizutragen. Die Sozialdemokratie versteht es heute wie ehemals, sich durch meisterhafte Ausnutzung der Fehler ihrer Gegner und besonders ihres Hauptfehlers: Uneinigkeit, zu verstärken.

Wer glaubt, daß die Sozialdemokratie so schnell aus der Welt verschwinden, sich still verbluten könnte, wird auch stets geneigt sein, sich in trügerische Sicherheit zu wiegen. Jener 20. Februar, der dem Bürger die Augen öffnete über die schleichende Ausbreitung der sozialistischen Lehren, auch an Orten, wo sonst keine Spur von ihnen jemals wahrzunehmen war, streitet bereits, wie natürlich, mit andern Ereignissen der Zeit, die gleichfalls Interesse erregen und von Fall zu Fall verfolgt werden, um den Vorrang in der lebendigen Erinnerung der besitzenden Klassen. Aber der sozialdemokratische Kalender ist von dem bürgerlichen sehr verschieden, er zeichnet eine Geschichte besondrer Art auf; in ihm bilden der 20. Februar, der 1. Oktober und der Parteitag die bis jetzt denkwürdigsten Augenblicke dieses Jahres, neben denen alle übrigen Ereignisse ein gleichgiltiges Nichts sind. „Der Geist des Kongresses ist der Geist des 20. Februar,“ hieß es im „Volksblatt.“ „Was kümmert mich die Gesundheit des Königs von X,“ sagte unter dem gewohnten „stürmischen Beifall“ ein Redner, ein Arbeiter, in einer der wie bei keiner andern Partei zahlreich aufeinanderfolgenden Volksversammlungen. Er hätte seine wahre Meinung noch besser ausgesprochen, wenn er einfach gesagt hätte: Eure Weltgeschichte und eure Zeitgeschichte lassen mich kalt, gehen mich nichts an, oder, um ein beliebtes Wort zu gebrauchen: ich pfeife auf sie. Es wird sich zeigen, ob die staatserhaltenden oder die radikalen Kräfte die Spanne Zeit bis zur nächsten Reichstagswahl am besten ausnützen werden; der 1400000-Stimmtag sollte ein tägliches Memento, ein dauernder Antrieb zu eifrigem Schaffen sein. Auf der Katholikenversammlung zu Aachen sagte der Abgeordnete Bachem: „Der Kaiser wendet sich gewissermaßen in dieser kritischen Zeit an die einzelnen Richtungen im Lande und sagt: Nun zeigt, was ihr könnt.“

Die Tageszeitungen, in denen sich der Kampf mit geistigen Waffen natürlich besonders widerspiegelt, sind nicht selten schuld, daß ein unvollkommenes und einseitiges Bild von dem jeweiligen Stande der sozialen Bewegung in den Köpfen der besitzenden Stände entsteht. Wenn ein Blatt den Parteitag, den die Sozialdemokraten ein „Arbeiterparlament“ nennen, „wie Deutschland ein solches noch nie gesehen hat,“ der „eine neue Ära“ eröffnet, in die die „Arbeiterpartei“ eintritt, „mit einer Zuversicht, die nichts erschüttern kann,“ mit einem kurzen Auszuge oder Referat abfertigt, so wird es der Bedeutung des Gegenstandes nicht gerecht. Vielleicht kommen allerdings noch „Stimmen der Presse“ hinzu; sind diese aber so ausgewählt und ausgeschnitten, daß sie in harmonischem Zusammenklingen den Kongreß (413 Delegirte aus 230 Wahlkreisen) als ein mißlungenes Experiment bezeichnen, das

den „geistigen Banterott“ der Führer erwiesen habe, oder als ein gehaltloses, herzlich unbedeutendes, „nichts Neues“ bietendes Redeturnier „einer Gruppe von keifenden und sich gegenseitig der ordinärsten Dinge beschuldigenden Lärmbrüdern und Strebern, die sich um den Schlüssel zur Parteikasse zanken,“ oder auch, wenn es hoch kommt, als eine eitle „Parade,“ ist es dann zu verwundern, daß Monsieur Bourgeois sich in seiner Gemächlichkeit nicht stören läßt, weiter schläft und zu unthätiger Gleichgiltigkeit verleitet wird? Manche falschen Schlußfolgerungen sind außerdem durch die gemäßigte Haltung der auf dem Hallischen Kongresse versammelten Führer veranlaßt worden. Die (scheinbare) Mäßigung ist keine Bekehrung, in der sich etwa bereits die erzieherische Wirkksamkeit des „neuen Kurses“ kundgäbe, sie ist im Hinblick auf die Entwicklung der Sozialdemokratie eigentlich weder überraschend noch neu. Schon Mehring (Die deutsche Sozialdemokratie) führt aus, daß „auf die Dauer in der großen Masse immer die objektive Vernunft siegt, ein tröstlicher Erfahrungssatz aller Geschichte, den die Sozialdemokratie, je stärker sie anwächst, um so härter am eignen Leibe erproben wird. Je mehr Köpfe sie zählt, umso mehr entzieht sich der Einzelne der Kontrolle der Führer, umso eher wird er des fruchtlosen Geschwäzes satt und kommt auf verständige Gedanken. Dies wissen die Leiter der Bewegung sehr genau. Daher erklärt sich die anfangs befremdliche Erscheinung, daß sie nach ihren Wahlsiegen eher mäßiger als schroffer aufzutreten pflegen.“ Die Mäßigung ist also nur durch taktische Rücksichten bestimmt. Dementsprechend legt das „Berliner Volksblatt“ denen, die an das Wunder einer Verwandlung der Partei aus einer revolutionären in eine Reformpartei glauben, die Frage vor, ob „dieser Glaube nicht vielmehr auf eine Änderung der Taktik gegen uns als auf eine Änderung unsers Wesens zurückzuführen sei.“ Die Ordnungsparteien sind in einer Umgestaltung begriffen, aber die Sozialdemokratie nicht; jene schließen von ihrer Bewegung mit Unrecht auf eine Mitbewegung ihres stehenbleibenden Gegenüber. Ebenso unrichtig ist die Ansicht, der man zuweilen begegnet, daß die Partei nur einen oder zwei hervorragende Männer besitze, Bebel und Liebknecht, woraus sich dann die wunderschöne Perspektive eröffnet, daß die Sozialdemokratie auf vier Augen ohne Erben stehe. Die stattliche Reihe von Rechtsanwälten, Ärzten, ehemaligen Theologen, Doktoren der Philosophie und so fort, die sich unter dem roten Banner dem Geschäft des Redenhaltens und Aufhebens gewidmet haben, sollte schon eines Bessern belehren; Liebknecht hat von jeher mit Vorliebe akademisch Gebildete zu sich herangezogen. Man könnte meinen, die Geringschätzung der Sozialdemokratie, die Methode, sie verächtlich abzufertigen, wäre darauf berechnet oder dazu angethan, ihr Abbruch zu thun; wenn man z. B. ihre Parteitagemonstration, die imponiren wollte, herabsetzt, so betrügt man sie um den beabsichtigten Zweck. Aber anstatt sich über eine solche Taktik, wodurch doch kein Interesse oder keine Eitelkeit verletzt sein könnte, zu ärgern, macht sich

Liebknecht über diese „Vogelstraußpolitik“ lustig, und mit Recht, denn er kennzeichnet damit jene Taktik als das, was sie ist; die mit der zeitlichen Entfernung immer mehr zunehmende Verkleinerung des Gegenstandes scheine, meint er, allmählich zu einer Leugnung seines Daseins fortzuschreiten, zuguterletzt werde sogar das Vorhandensein des Parteitages bestritten werden. Gewiß soll man den Feind nicht überschätzen und ihm zu viel Ehre anthun, aber das Gegenteil, ihn zu niedrig zu schätzen, ist nicht besser, und richtig und wahr ist nur eine kalte, nüchterne, unbefangene Beurteilung.

Im Vordergrund des Kampfes mit geistigen Waffen hat in letzter Zeit der ominöse „Zukunftsstaat“ gestanden. Auch dies ist ein altes, dagewesenes, öfter für und wider behandeltes Thema. Selbstverständlich ist es ausgeschlossen, die Frage nach diesem exträrräumten Staatsgebilde eingehend zu beantworten; würde der Versuch wirklich wieder unternommen, so hätten wir unter den litterarischen Neuigkeiten nur eine „Utopia“ mehr. So wurde denn der Vorschlag gemacht, diese Bezirfrage den Sozialdemokraten unausgesetzt von neuem vorzulegen, um ihre gänzliche Unfähigkeit, den zukünftigen Idealstaat näher zu beschreiben, vor aller Welt zu zeigen. Liebknecht lehnte die Beantwortung rundweg ab, weil man nicht einmal von ihm verlangen könne, daß er wisse, wie es bei uns nach einem Jahre aussehe. Er nahm die Logik für sich in Anspruch; hätten die Fragesteller vorhergesehen, daß Deutschland jetzt ohne Bismarck, ohne Sozialistengesetz regiert würde, hätten sie wohl geglaubt, daß es ohne diese auch nur sein könne? Diese Erklärung war jedenfalls besser als die Idee, ewig dieselbe Frage jemandem zu stellen, der nicht antworten will und kann. Der Spieß wurde dann umgedreht; das „Volksblatt“ gab auf wiederholte Anzuspungen die Frage zurück, indem es unter anderm die Ultramontanen aufforderte, zuvörderst ihren geträumten Zukunftsstaat einmal ausführlich darzulegen; so wollte es sich unbequeme Gegner vom Leibe schütteln. Es mußte die Einsicht kommen, daß sich der Fuchs auf diese Weise aus seinem Bau nicht herauslocken lassen wollte. Bescheidene Anfragen dieser Art mögen zuweilen lästig und unangenehm werden und gelegentlich in Verwirrung setzen können, aber großen Schaden wird man dadurch nicht anrichten. Etwas anderes ist es, das sozialistische Staatsideal mit den Waffen der Satire zu verfolgen, vorausgesetzt, daß man von seiner Undurchführbarkeit und seiner absoluten Idealität fest überzeugt ist. Ist diese Überzeugung aber wirklich bei den Angehörigen der besitzenden und gebildeten Klassen völlig unerschüttert? Ist allerlei Zukunftsmusik nicht mehr, als gut ist, à la mode? schöpft die Sozialdemokratie nicht aus diesem Born ergiebig Wasser auf ihre Mühlen? bemüht sie sich nicht, die Gegenwart herabzusetzen, wie sie kann, und wird sie in diesem Beginnen von den Anhängern des Bestehenden genügend gehemmt und gehindert? Die Meinung ist nur zu sehr verbreitet, daß, wenn wir uns glücklich und glorreich in Erfindungen und Ent-

deckungen so weiter vervollkommen, in vielleicht ein- bis zwei- auch dreihundert Jahren die „Neue Zeit“ anbrechen werde, in der die Menschen mit ihrer Lage endlich, im Gegensatz zu der allgemeinen Unzufriedenheit von heute, zufrieden sein können, und in der man schon jetzt wünschen möchte gelebt zu haben, da man bedauerlicherweise zu früh geboren ist. Bald möchte es ein Wagnis sein, den „ewigen Völkerfrieden“ für eine schöne Idee und nichts mehr zu halten; man ist bereits in Gefahr, als Barbar angesehen zu werden, wenn man nicht die Ungleichheit der Menschen, Europäer oder Afrikaner in jeder Form, unter jedem Namen, in jedem Lande mit niederdonnert. Die Sozialdemokraten und andre bedauern die „armen Schwarzen,“ die durch die Kolonialpolitik mit den „Segnungen der modernen Kultur“ beglückt werden sollen. Wie ganz anders dachte Rodbertus, der unser Völkerrecht als ein Produkt der christlich-fittlichen Kultur bezeichnete, und meinte, „das christliche Europa sollte etwas von dem Gefühl in sich aufnehmen, das die Griechen und Römer bewog, alle andern Völker der Erde als Barbaren zu betrachten.“ Auch die himmelstürmende Wissenschaft, die für sich kein Ignorabimus mehr gelten läßt, sondern gottgleich (sicut deus) sein will, ist eine Utopie. Also: nicht nur die Sozialdemokraten sind Zukunftsstaatler, sind Phantasten! Während der Landsmann Sozialdemokrat sich an den Freiheits- und Gleichheitsphrasen von Aufwieglern berauscht, versenkt sich der Gebildete mit Behagen in das Lesen seiner Büchner, Bellamy und Nordau und redet sich ein, daß die Kulturmenscheit auf „konventionellen Lügen“ beruhe. Das ist wie eine Krankheit, und es ist nicht zu verwundern, daß diese in dem Volke der Denker, der Philosophen am heftigsten grassirt, in dem Reichthum des deutschen Gemüthes, in dem echtdeutschen Trieb, in die Ferne zu schweifen, einen günstigen Nährboden findet. Die Sozialdemokraten geben selbst zu, daß die Amerikaner zu nüchtern sind, als daß die neue Lehre von ihnen willig aufgenommen würde und ihre Sendboten leichten Erfolg hätten. Der Sozialismus wendet sich an die Einbildung und das Gefühl, ist durch und durch Idealismus und Optimismus, nennt sich eine „neue Religion.“ Eine tüchtige Portion Kosmopolitismus, unnationales Weltbürgertum liegt den Deutschen ebenfalls tief im Blute; die ausländischen Gäste der Sozialdemokratie auf dem Parteitage waren in einem Irrtum befangen, wenn sie glaubten, nur das Verhalten der deutschen Genossen nachmachen zu müssen, um gleich herrliche Erfolge zu erringen; das „Volksblatt“ klagt über die Lauheit der französischen Arbeiter in einer Republik, wo ihre Thätigkeit durch keine Vereins- und Versammlungsgesetze wesentlich beschränkt wird. Wenn die soziale Frage nur der Teilnahme des Herzens bedürfte und die Kritik des Verstandes entbehren könnte, wer wäre dann nicht sozial, welcher wahre Christ sähe nicht seine Mitmenschen als Brüder an, welcher humane Mann würde nicht von Mitleid für das „Massenelend“ bewegt und wäre nicht bereit, alles zu seiner Beseitigung zu thun? „Die soziale Frage ist keine böse,

sondern eine gute Frage. Man kann das Unglück nicht aus der Welt schaffen; die Erde ist kein Eden mehr. Aber man könnte, wenn man nur wollte, viel mehr glückliche und zufriedene Menschen auf Erden haben, wenn mehr Leute ihre Pflicht thäten und ihren Nächsten lieb hätten." (Stöcker, *Christlich-Sozial*, zweite Auflage, 1890, S. 162.) Wie lange wird es aber dauern, bis die Nächstenliebe die Mehrheit der Herzen, Handlungen und Stimmen hat? Der gesunde Menschenverstand muß an der Durchführbarkeit der sozialistischen Ideen in ihrem weitem Umfange, an die Möglichkeit eines Zukunftsstaates ohne zutreffendes Analogon in aller Vergangenheit Zweifel hegen, die nicht zu beseitigen sind. Für die Sozialdemokratie ist jedoch die Verquickung von Idealen, die auch ihre besonnenen Gegner an sich, als Ideale, nach denen die Menschheit ewig ringt, ohne jemals in ihren Besitz zu gelangen, nicht verleugnen, mit ihren besondern Zielen als Vertreterin der Arbeiterinteressen eine unverfälschte Quelle, aus der sie Material entnimmt, die Massen an sich zu fesseln und auf sie einzuwirken.

Die großartige Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, die Schnelligkeit, womit die Eisenbahnen und andre Erfindungen ihren Triumphzug über die bewohnte Erde halten, der Weltverkehr, die riesenhafte Zunahme der Produktion haben den Wahn hervorgerufen, daß dem Menschengenisse nichts unmöglich sei. Sie haben eine nervöse Hast des Strebens, eine fieberhafte Unternehmungslust hervorgerufen, ähnlich wie sie nach der Entdeckung Amerikas und Indiens entstand; Bellamys „Rückblick“ wurde im Jahre 1890, des Thomas Morus Buch über den besten Staat und die neue Wunderinsel Utopia im Jahre 1517 veröffentlicht. Selbst Gegner der Sozialisten sprechen die Ansicht aus, daß der Sozialstaat zwar nicht gegenwärtig, aber vielleicht nach Jahrhunderten, nach andern gar nach Jahrtausenden möglich sei. Liebknecht könnte hierauf fußen und mit einigem Rechte fragen, ob sich denn, was nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden möglich ist, bei der „Schnelligkeit des modernen Lebens“ nicht etwa unter Umständen, oder wenn wir nur wollen, auch eher verwirklichen könne. Auf dem Parteitage sagte er: „Wir leben in der Ära der Eisenbahnen und der Elektrotechnik, die Wissenschaft ist der kühnsten Phantasie von damals vorangeeilt. Diejenigen, welche nun ein genaues Bild von dem erstrebten Zukunftsstaate verlangen, sollen einmal das ganze Wesen der heutigen Gesellschaftsordnung sich selbst gegenwärtig halten, sie sollen bedenken, daß alle Voraussetzungen, auf welchen unsre Gesellschaftsordnung beruht, im Nu durch das Fortschreiten von Technik und Wissenschaft über den Haufen geworfen werden können.“ Wie sagt doch Wagner im *Faust*? „Und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht . . . Zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen.“ Von der ehemaligen Unbekanntheit mit den Wirkungen des Dampfes und der Elektrizität und der jetzigen Verwendung dieser Naturkräfte kann man nicht auf die Möglichkeit einer ähnlichen, alles

frühere überragenden, sittlich-geistigen Erhebung schließen. Es ist der Grundirrtum des Sozialismus, die wirtschaftliche Entwicklung als einen naturgeschichtlichen Vorgang, abgesondert von allen sittlichen und seelischen Mächten des menschlichen Lebens, anzusehen. Die Unsittlichkeit und der Unverstand, das Böse und die Sünde bestehen an sich ebenso fest auf Erden wie Krankheit und Tod. Die Lösung des Problems, wie man alle Menschen gleich glücklich, gleich reich, gleich gesund, gleich klug und (wie Hasenclever wollte) gleich vernünftig machen kann, erscheint nicht anders als wie die Aufgabe, die Quadratur des Kreises, das Perpetuum mobile, den Homunkulus, den Stein der Weisen zu finden. Den ungeheuern Fortschritt auf naturwissenschaftlich-technischem Gebiete sans façon auf das geistige Leben der Menschheit zu übertragen, ist eine Chimäre. Die Zahl der Verbrechen und tausend andre Dinge beweisen, daß die Menschen seelisch immer ziemlich dieselben geblieben sind, oder daß wenigstens der sittliche Fortschritt langsam hinter dem andern hinterdreinhinkt, abgesehen davon, daß er periodenweise auch wieder in Stillstand oder Rückgang umschlagen kann. Utopien werden stets Utopien bleiben, aber daß sie gegenwärtig so viel Beachtung finden, daß Platos Staat und Morus Insel das Thema von so und so viel Vorträgen liefern, ist charakteristisch, ist fin de siècle. In welche seltsamen Widersprüche verwickelt sich daher die Sozialdemokratie; einerseits giebt sie zu: „So wenig eine Gesellschaft von heute auf morgen entstanden ist, so wenig läßt sie sich auch von heute auf morgen aus der Welt schaffen,“ andererseits hofft sie (Berliner Volksblatt, 25. November): „Möge dies Jahrhundert das letzte sein, welches mit dem »Gluch der Armut« belastet ist!“

Nach dem Zukunftsstaate will die Sozialdemokratie nicht gefragt sein: Hände weg! In der Debatte darüber entfiel dem offiziellen Preßorgan ein Wort, das wir als Gegenstück zu einem von der Tribüne des preussischen Abgeordnetenhauses gesprochenen Worte hervorheben wollen: „Der Unzufriedene pfeift auf den Zukunftsstaat“ (31. Oktober). Das bedeutet also: die Weigerung, das verheißene Paradies zu schildern, schadet den sozialistischen Hegern nicht, so lange ein schier unerschöpflicher Fonds von Unzufriedenheit im deutschen Reiche vorhanden ist, der jede freierwerdende Lücke in den Reihen der Genossenschaft immer wieder füllt. Die Macht des Stimmzettels, der zugleich ein Wunschzettel ist, kommt hier in Betracht; die Zu- und Abnahme der sozialdemokratischen Stimmen ist wie das Fallen und Steigen des Quecksilbers im Thermometer, ein Gradmesser der Unzufriedenheit über bestehende Mißstände. Die Sozialdemokratie weiß selbst sehr wohl, daß viele von denen, die für sie stimmen, in ihr nur den besten Anwalt ihrer jeweiligen Interessen erblicken, wie wenn die Bauern eines Dorfes in corpore sozial wählen, weil sie vom Wildschaden geplagt werden. Ein Doktor Eisenhart hat deshalb den Vorschlag einer Radikalkur nach eigener Art gemacht, das allgemeine gleiche Wahlrecht

wieder aufzuheben. Besser ist doch die u. a. in einem Artikel des „Deutschen Wochenblattes“ geäußerte Ansicht: „Nicht ob die sozialdemokratischen Forderungen ausführbar sind, sondern inwieweit sie es sind, soll der Kritiker fragen, dem daran gelegen ist, Regierung und Unterthanen im Einvernehmen zu halten.“ Obwohl die sozialdemokratische Partei „mit der Angel der Unzufriedenheit“ fischen geht und die meisten Fische fängt, obwohl sie Mißvergnügen durch ihre Hezerei nährt und hervorruft, wie und wo sie es vermag, thut man ihr mit der Behauptung Unrecht, daß dies ihre ausschließliche Absicht sei und sie keine ernstliche Abhilfe für Übelstände erstrebe und begehre; es ist unter Umständen sogar ein Verdienst, den Finger auf die wunde Stelle zu legen, mag der Patient noch so sehr jammern. Anderseits treiben die Sozialdemokraten einen Sport damit, jeden sich offenbarenden Mißstand aufzubauschen und für ihn immer gleich das ganze System verantwortlich zu machen. Sie glauben, daß alle Reformen von oben die Unzufriedenheit nicht vermindern würden, weil diese unzertrennlich mit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung verbunden sei. Wäre dies richtig, dann wäre es nicht zu verhindern, daß sich die Partei fortgesetzt vermehrt, oder daß „die heutige Gesellschaft in den Sozialismus hineinwächst“ (Volksblatt, 31. Oktober). Die soziale Frage ist schließlich eine Machtfrage; wir müssen, ruft Liebknecht aus, die achtzig Prozent werden anstatt der zwanzig. „Unser Hauptbestreben muß darauf gerichtet sein, eine mächtige Partei zu werden.“ In den Worten: „Der Unzufriedene pfeift auf den Zukunftsstaat“ spricht sich die Zuversicht des Sieges aus. Die Regierung aber stellt sich, um den Gegner zu werfen, auf denselben Boden mit ihm; das Gegenstück jener Worte ist eine Stelle aus der Rede des Reichskanzlers von Caprivi bei der Einbringung der Reformvorlagen im preußischen Landtage: „Der Staat kann in dem Kampfe, vor den er gestellt ist, nur gewinnen, wenn es ihm gelingt, die Zahl seiner Gegner zu verringern.“ Reformen zur Verhinderung von Revolutionen! Die Unzufriedenheit völlig zu beseitigen ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit; schon die Aufgabe, sie merklich zu mindern, ist bei der Masse kleinerer und größerer Übelstände, die die Thätigkeit des Operators verlangen, gewaltig. Die Macht der Unzufriedenen setzt sich auch keineswegs bloß aus Arbeitern, Angehörigen des sogenannten vierten Standes, zusammen, sondern aus allen Ständen, besonders dem Mittelstande, Kleinkaufleuten, Handwerkern, Bauern, Beamten mittlerer Stellung, die unter der „Not der Zeit“ vielleicht mehr als die Arbeiter zu leiden haben und durch die Sozialreform zum Teil noch mehr als früher belastet werden. Die Verhältnisse möchten zuweilen sogar so liegen, daß der Meister seinen Gesellen und die Hausfrau ihr Dienstmädchen, d. h. in sozialdemokratischem Jargon ihre „Ausbeutungsobjekte“ beneiden; die Gefahr ist vorhanden, daß der Versuch, „den in den letzten Jahren leider immer mehr erweiterten Gegensatz zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung

auszugleichen," für die Mittelklasse vielfach ein Herabdrücken bewirkt, wie es die Sozialisten gerade wünschen, die auch die den Arbeitern nächststehenden Schichten zu Proletariern stempeln möchten. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß die Sozialdemokraten in letzter Zeit für ihre Propaganda ihr Augenmerk besonders auf die Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen, Musiker, Kellner, Schlächter u. s. w. gerichtet haben, d. h. auf solche Berufe, die bisher mit dem Gros der Arbeiter nicht recht gemeinsame Sache machen wollten; es ist bemerkenswert, daß sie hierbei keine leichten und schnellen Erfolge hatten: die Handlungsgehilfen dünken sich mehr zu sein als die „Arbeiter," sie weisen die Bezeichnung „Proletarier" zurück, die sozialdemokratischen Arbeiterinnen klagen über den „Dünkel" vieler Kolleginnen, die, weil sie es etwas besser haben und „mehr verdienen," sich für zu gut halten, sich mit ihnen einzulassen, und „der Kleinkaufmannsstand, genau so wie das Kleinbürgertum der ganzen Welt, ist zu verbohrt in seinen kleinlichen Klassenvorurteilen" (Volksblatt, 14. November). Vorsicht ist jedenfalls angebracht, daß man in dem Bemühen, die „Arbeiter" zu Freunden des Staates zu machen, nicht einen neuen Feind großzieht. Übrigens brauchen die Übelstände, die Mißvergnügte machen, durchaus nicht immer und allezeit sehr groß zu sein, zuweilen drückt nicht der ganze Schuh, sodaß er weggeworfen werden müßte, sondern nur eine Stelle, die einer verhältnismäßig unbedeutenden Ausbesserung bedarf; „uns Deutschen allzumal steckt nun einmal die unausrottbare Neigung zum Generalisiren, Theoretisiren, zur möglichst prinzipiellen, philosophischen, tiefsinnigen Auffassung aller Dinge im Blute." Ein Artikel der „Nation" erwähnte die Kommissare Friedrichs des Großen, die die Provinzen bereisten, um alle Verhältnisse zu beobachten und mit Rücksicht auf die Notwendigkeit von Verbesserungen zu prüfen. Manches könnte sicher auf dem Wege der Verwaltung statt auf dem der papierenen Gesetzgebung gebessert werden. So haben z. B. selbst Gegner anerkannt, daß gewisse Mißstände im Bäckergerwerbe auf Grund von Bebels Bäckerenquete vorhanden sind. So sind auch die Lokalnachrichten oder die Vermischten Neuigkeiten oder die „Eingefandt" der Tagesblätter oft lehrreicher als pompöse Leitartikel; es berührt doch seltsam, wenn z. B. Zeitungen mit vielen Tausenden von Abonnenten jahraus jahrein dieselben kleinen und nicht unberechtigten Beschwerden enthalten, die ohne großen Aufwand sehr wohl zu erledigen wären, und wenn die ständige Antwort der Redaktion erfolgt, daß sie dieselbe Sache schon oft vergeblich angeregt habe. Oder giebt es keine Behörden, die sich mit der Presse u. s. w. in dieser Beziehung beschäftigen? Wir bemerken in diesem Zusammenhange, daß z. B. der junge Theologe, der, um das Leben und Denken der Arbeiter zu studiren, in einer Chemnitzer Fabrik eine Zeit lang selbst den Arbeitskittel getragen hatte, und dessen Beschreibung seiner Erlebnisse kürzlich durch die Zeitungen ging, so nachdrücklich wie möglich behauptete, „daß nach allen seinen Erfahrungen die

Lohnfrage nur einer, nicht einmal der bedeutendste, gewöhnlich der anstoß-, keinesfalls der ausschlaggebende Faktor der ganzen sozialen Bewegung sei." Ein frischer Zug sollte durch Verwaltung, durch Sitte und Mode gehen und mit so manchem alten Topf, der nicht länger zu brauchen ist, ähnlich wie es im Militär mit gewissen überlieferten Eigentümlichkeiten des Gamaschendienstes geschehen ist, gründlich aufräumen.

Gelingt es dem Staate, sich durch Reformen der sozialen Bewegung zu bemeistern, so sieht sich die agitatorische Sozialdemokratie vor die Wahl gestellt, entweder geduldig zu werden und auf langsames Reifen der Früchte zu warten, die Ernte also ad calendas graecas zu verschieben, oder aber ungeduldig zu werden und nutzlose Auflehnungs- und Putschversuche zu machen, die die jetzige Parteileitung verurteilt („jeder Dummkopf kann eine Bombe werfen“), weil sie bald niedergeschmettert und nur dem Gegner von Vorteil sein würden; das Abwarten aber dürfte die „Versumpfung“ der sozialen Frage, d. h. eine Besserung der durch die industrielle Entwicklung der Neuzeit heraufbeschworenen Übelstände im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung, wider Willen und trotz alles Sträubens der Aufseher, herbeiführen. Die Partei hat gewiß nicht die Absicht, ihre Grundsätze aufzugeben, und Liebknecht hat die von Brentano im „Deutschen Wochenblatt“ kürzlich ausgesprochene Ansicht entrüstet zurückgewiesen, daß die sozialdemokratische Partei anfangs, aus einer revolutionären eine Reformpartei zu werden, aber die Verhältnisse sind manchmal mächtiger, als der Wille selbst der Sozialdemokratie. „Der Arbeiter hat nur einen wahren Verbündeten, und das ist der Staat, nicht der Staat der Zukunft, sondern der gegenwärtige, dem schon das Interesse der Selbsterhaltung gebietet, auf die Versöhnung der scharfen sozialen Gegensätze hinzuwirken. Was er dem Arbeiter geben kann, das wird er ihm auch geben, es ist vielleicht wenig, aber immerhin mehr als ein — Schlagwort“ (Munding, Die Lügen des sozialistischen Evangeliums).

Wir beabsichtigen nicht hier die zahlreichen Broschüren, die nach dem 1. Oktober ins Land gegangen sind, vorzuführen, ebenso wenig die Ansätze neuer Vereinsbildungen zu verfolgen, die die Sozialdemokratie bekämpfen wollen; eine gesteigerte Regsamkeit innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ist nach allen Seiten zu bemerken, hoffentlich ein guter Anfang. Die Vereine können entweder kleinere Verbände sein, die sich ein bestimmtes, engbegrenztes Ziel im gemeinsamen Kampfe stecken, oder große Vereinigungen, die auf breiter Grundlage eine möglichst hohe Mitgliederzahl zu gewinnen suchen; Vereine beider Arten sind begründet worden oder sind in der Bildung begriffen. Die Sozialdemokratie führt ewig die Phrase im Munde von dem in allen Fugen krachenden Bau der modernen Gesellschaft, die ihrem unaufhaltbaren Zusammenbruch entgegengehe und in einer reißend schnellen Zersetzung begriffen sei; es entspricht ihren Zwecken, diese Redensart als bare Münze einzuschmuggeln, und

leider wird sie auch anderwärts blutig ernst genommen und nachgebetet. Trotz „Sodoms Ende,“ dessen vernichtendste Kritik das Lob des „Volksblattes“ ist (7. November: „Was für Vertreter der obern Zehntausend zeigt uns Sudermann! »Bestien« und »Hallunken,« das ist der Fünstelfast, zu dem der Held seine Erfahrung über sich und seine Klassengenossen destilliert“), ist die Moral der besitzenden Klassen nicht so gesunken, wie man es darzustellen beliebt. Freilich mehr Einigkeit wäre der „Bourgeoisie“ zu wünschen und zu empfehlen; will man den Mangel daran als Persektion bezeichnen, so mag man das thun; die Uneinigkeit ist stets der Fluch der deutschen Nation gewesen. Da steht auf der einen Seite einer großen Zeitung das Wort des Reichskanzlers von Caprivi: „Wir werden von Jahr zu Jahr mehr, wie mir scheint, zu der Überzeugung kommen, daß gegenüber der staatsgefährdenden Tendenz, die sich immer breiter macht, das Zusammenhalten aller staats-erhaltenden Elemente immer notwendiger wird. Ist das richtig, was sind denn alle die Fragen, die etwa hier Streitigkeiten, Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteien hervorrufen können, gegenüber den Fragen, vor die uns die Sozialdemokratie stellt?“ Und auf der nächsten Seite erklärt dieselbe Zeitung, daß es fast unmöglich sei, mit einem Blatte jener andern (auch einer Ordnungs-) Partei, „welcher Schattirung es auch angehören möge,“ eine sachliche Erörterung zu führen; ein konservatives Blatt ist für die neugegründete „Sozialmonarchische Vereinigung,“ das andre dagegen u. s. w., denn gesündigt wird in dieser Hinsicht überall. Die Verlegenheit, in der sich die Ordnungsparteien bei ihrem gegenseitigen Hader („Unsre Gegner arbeiten für uns,“ triumphirt der gemeinschaftliche Feind) befinden, zeigt sich drastisch in der Parole: Getrennt marschiren, vereint (!) schlagen. Zu der Uneinigkeit gesellt sich die Trägheit und Bequemlichkeit in Erfüllung ihrer öffentlichen Pflichten, der man bei den Männern der Ordnungsparteien, „den Zufriedenen und Gutgefinnten,“ so häufig begegnet. Als Muster für das Zusammenfassen der gesellschaftlichen Kräfte können die Kriegervereine gelten, die sich eines so erfreulichen Hasses bei der Sozialdemokratie rühmen können; nur die nationale Idee scheint auch heute noch mächtig genug, die verschiedenen Parteien zum Zusammengehen zu veranlassen. Ebenso empfiehlt Graf Moltke dringend die Erweckung patriotischen Sinnes in der Jugend nach dem Austritt aus der Schule bis zum Eintritt in die Armee. „Hier das Vaterland!“ Alles andre findet sich von selbst.

Eine neue Hilfsgruppe soll jetzt zum sozialen Kampfe mobil gemacht werden, die sich bisher davon fast ganz ferngehalten hatte: die Schule. Auch die Sozialdemokratie hatte bisher die Schule bei ihren Angriffen auf die gegenwärtige Gesellschaftsordnung verhältnismäßig wenig bedacht. Das Thema: Schule und Sozialdemokratie ist freilich litterarisch öfter behandelt worden und wird es künftig sicherlich noch weit mehr werden; insbesondere wurde auf

die Wichtigkeit der Erhaltung von Vaterlandsliebe und Religiosität in den jugendlichen Gemütern hingewiesen, dann auf die Vorbildung der Lehrer, die nicht nur die rein äußerliche Fertigkeit in Betracht zu ziehen hätte. Der Geist, der die ganze Schule durchdringt, also die Erziehung, ist die Hauptsache; die pommerische Provinzialsynode beschloß: „Nicht durch Vermehrung der Unterrichtsgegenstände und nicht durch Vervollkommen der Methode allein, sondern vornehmlich durch die Wirkung des Geistes, der vom Lehrer ausgeht, kann die Schule ihre Aufgabe lösen, nicht nur die Liebe zur Sache und zum Fach, sondern die Liebe zu den Seelen der Jugend muß in der Schule regieren.“ Wenn jetzt nach einer kaiserlichen Kabinettsordre an das preußische Staatsministerium auch der Unterricht „in den elementaren Grundsätzen der Volkswirtschaft“ oder „über die Verderblichkeit der Sozialdemokratie“ eingeführt werden soll, so müßte man die Augen absichtlich verschließen, wenn man nicht zugeben wollte, daß eine solche Neuerung nicht ohne Bedenken ist. Auch auf dem Gebiete des Schulwesens sind gute und schlechte, aufbauende und zerstörende Kräfte in beständigem Ringen um die Herrschaft begriffen. Ein wunder Punkt ist die chaotische Verschiedenheit der Meinungen je nach der verschiedenen Weltanschauung über Methode und Ziel des Unterrichts und die Einrichtung der Schulen, wie sie in der hochangeschwollenen pädagogischen Reformliteratur hervortritt. Der Hauptpunkt aber ist vielleicht die in dem höhern und in dem niedern Lehrerstande weitverbreitete Unzufriedenheit in Beziehung auf Stellung und Geltung; „weder Besoldung noch soziale Stellung entsprechen vielfach dem Bildungsstande der heutigen Lehrerschaft“ sind z. B. die Schlußworte selbst eines in streng kirchlich-konservativem Sinne gehaltenen Vortrages über „die Schule und die soziale Frage“ auf der Generalversammlung des evangelischen Lehrerbundes in Erfurt. Stutzig könnte man besonders über den Beifall werden, den das „Berliner Volksblatt“ dem neuen Erlasse zollt; „wenn wir Minister wären, schreibt das Blatt, würden wir dies auch anordnen. Nationalökonomie ist heutzutage die Wissenschaft der Wissenschaften. Und den Lehrern der Jugend darf sie nicht fremd sein. . . . Wir versprechen uns von dem Erlaß die günstigsten Resultate.“ Trotzdem glauben wir, daß das Vertrauen, das die Ordre auf die deutschen Lehrer setzt, nicht getäuscht werden wird; die Sozialdemokratie wird bei einem Stande, der die Ungleichheit der Menschen täglich vor Augen hat, fortwährend mit dem gesunden Menschenverstande operiren muß, die natürliche Ungebundenheit und Freiheit zu Zucht und Ordnung bringt, keine großen Erfolge in der Proselytenmacherei erzielen. Die Hoffnung ist also nicht unbegründet, daß die Erwartungen, die in dem Erlaß ausgesprochen werden, in Erfüllung gehen werden.

Große Mührigkeit haben in dem Kampfe mit geistigen Waffen die Organe der Kirche entwickelt, besonders infolge der sozialdemokratischen Wühlerei für den Eintritt in die freien Gemeinden und ein offenes Bekenntnis des Atheismus.

Hervorgehoben werden muß hier die mehrfach und besonders auf den Versammlungen der preußischen Provinzialsynoden abgegebene Erklärung, daß die Kirche nicht das Amt habe, die soziale Frage an sich zu lösen, da diese zum großen Teile rein wirtschaftlich sei, sondern nur an ihrer Lösung mit thätig zu sein. Von mehreren Seiten wurde ferner angeregt, die Dogmenlehre gegen die praktisch-süßorgliche Liebesthätigkeit zurücktreten zu lassen; „pietistische Methoden können hier nicht zur Anwendung kommen, weil es gilt, mit Thatsachen gegen Thatsachen zu kämpfen,“ wurde auf der sechsten lutherischen Konferenz in Hannover geäußert. Wahrscheinlich würde die Kirche bei dieser „Taktik“ nur gewinnen können. In der Predigt bei Eröffnung des preußischen Landtages führte Konsistorialrat Dryander aus, daß „jede Zeit ihre besond're Seite habe, nach der hin sich die Gotteskraft des Evangeliums befreiend offenbaren soll, und die Not der Zeit weise nach einer andern Seite (als der Glaubenskraft): liegt heute noch im Evangelium von Christo befreiende und erlösende Gotteskraft, so muß es sich vor allem als eine Macht neuer Liebe offenbaren. . . . In der Macht dieser Liebe liegt auch heute der Sieg. Wo sie ist, sind zwar die Fragen an sich nicht gelöst, die uns gestellt sind, aber sie haben ihre Schärfe, ihre Gefahr verloren. Wer Kräfte verbindender Liebe in die zerrissene Welt von heute trägt, der erhält, bewahrt, heilt, rettet. Man hat Theorien aufgestellt über den Anteil der Kirche an der Lösung der sozialen Nöte der Zeit: die Kirche trägt ihren Anteil hinzu, welche Kräfte der Liebe in die Herzen hineinträgt.“ Daß diese schönen Worte auf den rechten Weg weisen, möchten wir auch aus dem wunderbaren Erfolge eines vielgelesenen Büchleins entnehmen, das die Liebe als „das Beste in der Welt“ bezeichnet und den Spruch immer wiederholt und erläutert (1. Kor. 13): die Liebe hört nimmer auf; ebensowohl wie man aus Zola und Sudermann, aus einer einzelnen Erscheinung wie „Sodoms Ende“ die Zersetzung der Gesellschaft folgert, kann man aus dieser kleinen Schrift Henry Drummonds die Gewißheit ihrer Erneuerung folgern. Es ist ebenfalls ein Engländer, es ist Thomas Carlyle (auf den jetzt das Buch: „Zum sozialen Frieden“ von v. Schulze-Gävernitz die Aufmerksamkeit wieder lenkt), der gesagt hat: „Liebe nicht dein Vergnügen, sondern liebe Gott; dies ist das ewige Ja, worin aller Widerspruch gelöst wird.“ Nicht die Wort-, sondern die Thatliebe, die echte Menschenliebe kann die Versöhnung der Gegensätze bewirken: In hoc signo vincemus.

Ludwigslust

E. Wiechmann

